

## Voraussetzungen für die sonntägliche Eucharistiefeier

„Da uns die Beförderung der Ehre Gottes, und die genaueste Erfüllung derjenigen Gebote, wodurch die christkatholische Religion von ihrem heiligsten Urheber insbesondere bezeichnet ist, ungemein am Herzen liegt; so haben Wir in Erwegung verschiedentlich bereits eingeschlichener Mißbräuche, unter andern auch wahrgenommen, daß die zubeobachtende Heiligung, und Feyerung der Sonn- und gebotenen Festtage durch mehrere Wege, sonderlich von dem gemeinen Manne vernachlässigt werde.“ So beginnt eine Verordnung Maria Theresias für Österreich und Böhmen vom 14. Juli 1770<sup>1</sup>. Die Absenz vom sonntäglichen Gottesdienst der Kirche ist also auch in Österreich nicht völlig neu. Selbst in „christentümlichen Zeiten“ hat es offenbar Leute gegeben, die nicht in die Kirche gingen. Unsere heutige Situation ist freilich insofern neuartig, als in den Jahren nach dem 2. Weltkrieg, noch mehr aber seit den fünfziger Jahren, auffallend rasch schließlich in der 2. Hälfte der sechziger Jahre der Kirchenbesuch stark zurückging: In Österreich um etwa ein Zehntel, in der BRD ein Vierzehntel. Das sind in absoluten Zahlen in der BRD mehr als dreieinhalb Millionen und in Österreich über siebenhunderttausend Personen weniger, die regelmäßig zur Sonntagsmesse gehen<sup>2</sup>.

In der Verordnung Maria Theresias werden als Ursachen für die Vernachlässigung des Kirchganges durch den „gemeinen Mann“ Müßiggang und schlechte Unterrichtung im Christentum genannt und daraus die entsprechenden Konsequenzen gezogen: „Wir wollen dahero einerseits demselben die Gelegenheit zum Müßiggange, und denen hieraus entspringenden Ausschweifungen an obbesagten Tagen, so viel thunlich, benehmen, auch anderseits dasjenige ankehren, wodurch ein jeder zu besserer Unterrichtung im Christenthume, und schuldiger Andacht am Tage des Herrn, und seiner Heiligen geleitet werden möge. In Folge dessen gebieten wir hiemit alles Ernstes, daß von nun an in keinem Orte weder ein Jahr- noch Wochenmarkt an Sonn- und gebotenen Feyertagen gehalten, sondern auf den nächstvorhergehenden oder kommenden Arbeitstag versetzt werden solle . . . Nebst dem wollen wir unter einem, daß künftighin nicht allein in Städten, und grossen Märkten, sondern auch in allen Pfarreyen, und Filialen, so weit es das Personale der Geistlichkeit zulassen, wie auch in denen Beneficiatkirchen, oder Kapellen, wo diese letzteren in einem Orte allein sind, an den Sonn- und gebotenen Feyertagen Nachmittags die Christenlehre, und nach dieser die Vesper gehalten, oder der Rosenkranz gebetet werde, womit das Volk derley Tage nicht in Müßiggange, oder in Wirthshäusern zubringen möge, wie dann die Wirthshäuser fruhe sowohl als Nachmittag, währenden Gottesdienste, gesperret, hernach aber eröffnet werden sollen.“ Die Analyse der Ursachen fällt dem heutigen Fachmann ungleich schwerer, zumal sich mit dem gesellschaftlichen Standort der Kirche eine der wichtigsten Voraussetzungen des religiös-kirchlichen Verhaltens der Menschen (und damit des Kirchganges) verändert hat. Dementsprechend genügt es heute wohl auch nicht mehr, während der Gottesdienste die Wirthhäuser zu schließen, Wochenmärkte zu verbieten, Vorschriften für die Ölerer und Peruckenmacher zu erlassen und zu regeln, „wie sich an den Sonn- und Feyertagen wegen schweren Fuhren zu achten“ und „wie sich wegen

<sup>1</sup> P. J. Riegger, *Nachtrag zum Corpus Iuris Ecclesiastici Bohemici et Austriaci*, Wien 1774, 12—15.

<sup>2</sup> Der Rückgang des Kirchenbesuches ist je nach Diözesen sehr verschieden: An der Spitze liegen Feldkirch (— 31,4 %), Innsbruck (— 19,4 %) und Salzburg (— 18,9 %), im Mittelfeld finden wir Graz (— 12,1 %), Klagenfurt (— 10,6 %) und Wien (— 10,2 %); am geringsten ist der Rückgang in den Diözesen Linz (— 8,6 %), St. Pölten (— 7,9 %) und im Burgenland (— 7,0 %).

des Auf- und Abladen in der Postwagens Expedition zu verhalten"<sup>3</sup>. Die Aufgaben der folgenden Ausführungen sind damit deutlich abgesteckt: Die gegenwärtige Kirchgangssituation soll analysiert und daraus sollen situationsgerechte pastorale Anregungen für die Motivierung zur sonntäglichen Eucharistiefeier abgeleitet werden.

## I. Wann Kirchgang verdunstet und wann nicht

Am Beginn der siebziger Jahre wurden in Österreich und in der BRD großangelegte Untersuchungen über das religiös-kirchliche Verhalten der Kirchenmitglieder durchgeführt<sup>4</sup>. Diese Untersuchungen haben eine Reihe verwandter, für unsere Fragestellung wertvoller Erkenntnisse erbracht.

### 1. Kirchgang und Kirchlichkeit

Kirchgang ist (nach wie vor) einer der maßgeblichen Indikatoren für die Kirchlichkeit eines Menschen, d. h. für seine Beziehung zur Kirche und seine Teilnahme an ihrem Glauben und Leben. „Auskünfte über den Kirchenbesuch und die Einstellung zur Kirche sind, wie die Vorgänge der Korrelationsanalyse zeigen, weitgehend austauschbar. Es spielt kaum eine Rolle, ob man die Frage nach dem Kirchenbesuch, die Frage nach der Bindung an die Kirche, die Frage, ob man enttäuscht ist, oder eine andere Testfrage zur Bestimmung der Kirchentreue oder Kirchenferne nimmt: gegenüber anderen Kriterien verhalten sich diese Indizes im wesentlichen gleich“<sup>5</sup>. Der Rückgang des Kirchenbesuchs kann damit als Hinweis auf ein Verdunsten von Kirchlichkeit insgesamt angesehen werden. Wer aufhört, regelmäßig zur Kirche zu gehen und beginnt, nur mehr unregelmäßig oder allmählich selten bzw. nie zu gehen, lockert damit seine Bindung an die Kirche. Am Ende dieser Entwicklung steht heute bei zunehmend vielen Kirchenmitgliedern der formelle Abschied von der Kirche<sup>6</sup>.

### 2. Kirchgang und gesellschaftlicher Standort der Kirche

Dieses Verdunsten von Kirchlichkeit ist kein isoliertes Phänomen, sondern hat einen einflußreichen gesellschaftlichen Hintergrund. G. Schmidtchen hat diesen Background das Verhältnis zwischen „kirchlichem und gesellschaftlichem Wertsystem“ genannt. Wir können auch vom gesellschaftlichen Standort der Kirche reden. Für ein besseres Verständnis dieser Zusammenhänge bieten sich wissens-soziologische Erkenntnisse an. Hier ist davon auszugehen, daß die Menschen – um sinnvoll und glücklich leben zu können –, die Grundfragen ihrer Existenz lösen müssen. Dazu zählen die Fragen nach der Beschaffung materieller Güter und ihrer Verteilung, die Fragen der Lebensweitergabe und Sexualität, der Ordnung des Zusammenlebens, der Überlieferung von erworbenem Wissensvorrat sowie schließlich die Frage nach dem umfassenden Sinn der Wirklichkeit. Die Antworten auf diese Fragen können als „Lebenswissen“ beschrieben werden, das allgemein zugänglich und verbindlich ist sowie über Generationen hinweg tradiert wird. „Gesellschaft“ kann mit solchem bewährten und sinnvollen „Lebenswissen“ gleichgesetzt werden, während Teilbereiche dieses „Lebenswissens“ als gesellschaftliche

<sup>3</sup> Rieger, Nachtrag, 13 f; 36—47.

<sup>4</sup> G. Schmidtchen, Zwischen Kirche und Gesellschaft, Freiburg 1972; ders., Gottesdienst in einer rationalen Welt, Stuttgart/Freiburg 1973. Wie stabil ist die Kirche? hg. v. H. Hild, Gelnhausen/Berlin 1974. Kirche und Priester zwischen dem Auftrag Jesu und den Erwartungen der Menschen. Ergebnisse der Umfragen des Instituts für kirchliche Sozialforschung in Wien über „Religion und Kirche in Österreich“ und „Priester in Österreich“, bearbeitet und interpretiert von P. M. Zulehner, Wien 1974.

<sup>5</sup> Schmidtchen, Zwischen Kirche und Gesellschaft, 115. Diese Austauschbarkeit hat eine Grenze, indem bei jüngeren Katholiken der Kirchenbesuch die Kirchenbindung überwiegt, bei älteren Katholiken hingegen die Kirchenbindung stärker ist als der Kirchenbesuch: a. a. O. 116. — Vgl. auch Kirche und Priester, 36.

<sup>6</sup> Es steht fest, daß sich der Rückgang des (regelmäßigen) Kirchgangs und die Zunahme der Kirchenaustritte in den letzten Jahren sehr ähnlich entwickelt haben: P. M. Zulehner, Verfällt die Kirchlichkeit in Österreich? Graz 1971.

(Haupt-)Institutionen verstanden werden können (also Wirtschaft, Ehe und Familie, Politik, Bildung und Erziehung, Religion).

a) „christentümliches Lebenswissen“

Typisch für die Gesellschaft, aus der die eingangs zitierte Verordnung Maria Theresias stammte, war, daß es in dieser Gesellschaft lediglich ein einziges Lebenswissen gab und dieses zumal „christentümlich“ war, d. h. aus der Tradition der christlichen Kirche entnommen wurde. Diese Gesellschaft sorgte mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln (Staat, Schule, Kirche) für die Befolgung dieses Lebenswissens und trat Vernachlässigungen und noch mehr dem Widerspruch entschieden entgegen: „Ketzerey“ wurde daher als gesellschaftliche Bedrohung bewertet und „ausgerottet“, der Ketzer wurde „am Leib und Leben gestrafft“ bzw. er verlor „alle seine Freyheit, so den Christen gegeben seynd“<sup>8</sup>. Auf diese Weise „produzierte“ diese „christentümliche Gesellschaft“ mehr oder minder „volkirkhliche Christen“, damit aber auch Kirchgänger. Das Problem stellten nicht unkirchliche Menschen dar, sondern lediglich solche, die zwar ihre Christenpflichten kannten und auch anerkannten, sie aber aus Hang zum „Müßiggang“ vernachlässigten.

b) Vielfalt von Lebenswissen

Heute hat sich aus vielfältigen Gründen, die hier nicht zu diskutieren sind<sup>9</sup>, die Situation tiefgreifend verändert. Es gibt nicht mehr ein einziges, zumal christliches Lebenswissen, sondern im Raum der Gesellschaft gibt es viele davon. Das bedeutet deshalb konkret: Die grundlegenden Fragen der Menschen nach Gestaltung der Sexualität, der Beschaffung materieller Güter und ihrer Verteilung, der Ordnung des politischen Zusammenlebens, der Erziehung und Bildung sowie der umfassenden Lebensdeutung werden von verschiedenen weltanschaulichen Gruppen recht unterschiedlich beantwortet. Wie nun die deutsche Synodenumfrage ergeben hat, empfinden nicht wenige Katholiken zwischen dem Lebenswissen, das im Raum der Kirche von Christus her tradiert wird, und jenen Lebenswissen im Raum der Gesellschaft eine nicht unerhebliche teilweise Spannung/Dissonanz. Die wichtigsten Spannungsfelder sind dabei Sexualität, Autorität und Freiheit sowie gesellschaftlicher und wissenschaftlicher Fortschritt.

Für unser Thema ist aber nun von entscheidender Wichtigkeit, daß vom Ausmaß dieser Dissonanzerfahrung auch der Kirchenbesuch erheblich mitbestimmt wird: „Je stärker sich kirchliches und gesellschaftliches Wertesystem decken, desto stärker ist der Kirchenbesuch“ (Abbildung 1)<sup>10</sup>. Schmidtchen deutet diesen auffälligen Zusammenhang mit der Theorie der affektiv-kognitiven Balance: Dissonanz zwischen kirchlichem und gesellschaftlichem Wertesystem (etwa in Fragen der Gestaltung der Sexualität vor oder in der Ehe, also voreheliche Sexualität, Geburtenregelung, Abtreibung, eheliche Treue, etc.) schafft Spannungen und Widersprüche für jene Personen, die beiden Systemen angehören (also Kirchenmitglieder und Bürger sind); diese Spannungen verlangen aber danach, abgebaut zu werden. Das geschieht bei vielen Menschen dadurch, daß sie sich dem stärkeren System konformistisch anpassen. Für zunehmend viele Menschen ist aber dieses stärkere System nicht die Kirche. So kommt es zu einem Abrücken von der Kirche. Die Bindung an sie wird gelockert. Die größere Distanz vermindert nicht zuletzt auch die Teilnahme am Sonntagsgottesdienst.

3. Typologien des Kirchengangverhaltens

Wir sind nunmehr in der Lage, gleichsam das Bisherige zusammenfassend, ein paar Typologien des Kirchengangverhaltens festzuhalten.

<sup>8</sup> P. J. Riegger, *Corpus Iuris Ecclesiastici Bohemici et Austriaci*, Wien 1770, 230.

<sup>9</sup> P. M. Zulehner, *Säkularisierung von Gesellschaft, Person und Religion. Religion und Kirche in Österreich*, Wien 1973.

<sup>10</sup> Schmidtchen, *Zwischen Kirche und Gesellschaft*, 68 f.

Abbildung 1: Verhältnis Kirche – Gesellschaft und Kirchgang

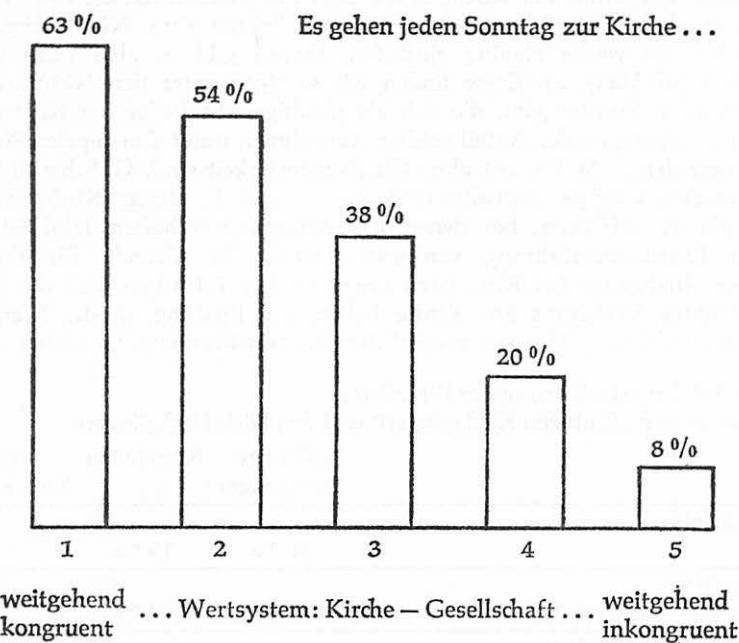
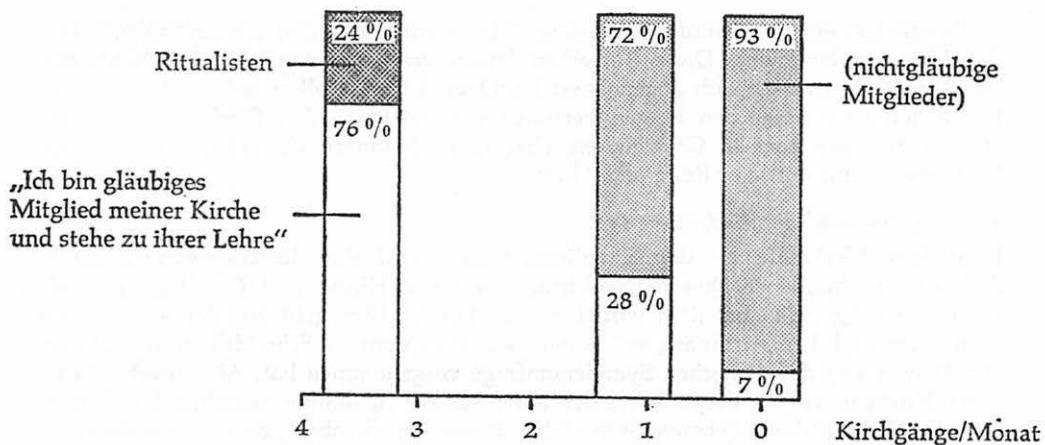


Abbildung 2: Kirchgang und Gläubigkeit



a) Häufigkeit

Zunächst lässt sich der quantitative Aspekt einer Typologie zugrunde legen. Demnach gibt es Katholiken, die jeden Sonntag, fast jeden Sonntag, ab und zu, selten oder auch nie zur Kirche gehen. Was die Katholiken unter dieser Kirchgangsfrequenz selbst verstehen, zeigt die deutsche Synodenumfrage: Jeden Sonntag bedeutet konkret 3,7 Sonntage im Monat, fast jeden Sonntag 2,8, ab und zu 1,3 Sonntage<sup>10</sup>.

<sup>10</sup> A. a. O., 97.

### b) Gläubigkeit

Die Kirchgangsfrequenz gibt für gewöhnlich eine relativ verlässliche Auskunft über das allgemeine Verhältnis zur Kirche sowie über die (selbsteingeschätzte) Gläubigkeit. Das bedeutet, daß Kirchgänger meist gläubige Christen sind, Nichtkirchgänger sich hingegen eher als wenig gläubig einstufen. Davon gibt es aber nicht unwichtige Ausnahmen (Abbildung 2). Diese finden wir weniger unter den Nichtkirchgängern, unter denen es 7 Prozent gibt, die sich als gläubige Mitglieder der Kirche ansehen. Viel größer ist hingegen der Anteil solcher Ausnahmen unter den regelmäßigen Kirchgängern, unter denen 24 Prozent ohne Glaubensfestigkeit sind. G. Schmidtchen nennt diese interessante Gruppe „Ritualisten“<sup>11</sup>. Wir können in diesem Kirchgangstyp jene Kirchenmitglieder erblicken, bei denen das Kirchgangsverhalten labil ist und bei wachsender Dissonanzerfahrung verdunsten wird. Die Gründe für die erhöhte Labilität des Kirchganges bei Ritualisten liegen in den Tatsachen, daß die Ritualisten kein ungetrübtes Verhältnis zur Kirche haben, die Bindung an die Pfarrgemeinde gelockert ist (Abbildung 3) sowie persönliche Glaubensüberzeugung fehlt (weshalb sie

*Abbildung 3: Charakterisierung der Ritualisten  
im Vergleich zu den gläubigen Kirchgängern und den Nichtkirchgängern*

	gläubige Kirchgänger	Ritualisten	ungläubige Nichtkirchgänger
<b>gutes Verhältnis zur Kirche</b>	76 %	19 %	2 %
<b>enge oder mittlere Bindung an die Pfarrgemeinde</b>	89 %	63 %	8 %
<b>hat Aufgaben im kirchlichen Leben / wäre dazu bereit</b>	40 %	26 %	8 %
<b>gesell. und kirchl. Wertsystem weitgehend inkongruent</b>	14 %	30 %	60 %

ja Ritualisten genannt werden, die ohne Glaubensüberzeugung am „rituellen“ Tun der Kirche teilnehmen). Diese Tatsachen lassen uns vermuten, daß der Kirchgang der Ritualisten nur schwach abgepolstert ist. Dabei ist wertvoll zu sehen, daß es diese Ritualisten eher unter den jungen Personen gibt, mehr in den Dörfern und Kleinstädten, weniger aber in Großstädten, eher unter Männern als unter Frauen sowie bei Personen mit mittlerer Reife und Abitur<sup>12</sup>.

#### 4. „unwahrscheinliche Kirchgänger“

Eben diese Merkmale, die den Ritualisten fehlen, sind aber die Bedingungen dafür, daß trotz vorhandener Dissonanzerfahrung zwischen Kirche und Gesellschaft regelmäßiger Kirchgang beibehalten wird bzw. möglich ist. Dies geht aus der Analyse des „unwahrscheinlichen Kirchgängers“ hervor, wie sie gleichfalls Schmidtchen im Rahmen der Auswertung der deutschen Synodenumfrage vorgenommen hat. Als unwahrscheinlicher Kirchgänger gilt dabei jener, der unter starker Spannung zwischen kirchlichem und gesellschaftlichem Lebenswissen steht, diesem Druck aber gegen alle statistische Wahrscheinlichkeit (sind doch unter Personen mit starker Dissonanzerfahrung lediglich 20 Prozent, mit sehr starker Spannung überhaupt nur 8 Prozent Kirchgänger: vgl. Abbildung 1) standhält. Der Vergleich dieser unwahrscheinlichen Kirchgänger mit jenen anderen, die unter sozialem Konformitätsdruck eben aufhören zur Kirche zu gehen, zeigt jene Bedingungen auf, die für den Kirchgang in der heutigen Gesellschaft offenbar eine maßgebliche Rolle spielen (Abbildung 4). Nimmt man die Differenz

<sup>11</sup> A. a. O., 110. <sup>12</sup> A. a. O., 225.

**Abbildung 4: Charakterisierung der „unwahrscheinlichen Kirchgänger“ im Vergleich mit den Nichtkirchgängern**

	Bindung an die Gemeinde	religiöse Erziehung und Praxis	religiöse Problematik	Glaube an Jesus Christus <sup>13</sup>	unwahrscheinliche Kirchgänger	Nichtkirchgänger	Differenz
	76 %	71 %	66 %	41 %	17 %	22 %	59
							49
							37
							30

in den Prozentwerten als Maßstab für die Wichtigkeit der einzelnen Bedingungen, dann steht an erster Stelle die Bindung an die Gemeinde, gefolgt von religiöser Erziehung und Praxis, religiöser Problematik (im Sinn von Sensibilität für Transzendenz: über den Tod nachdenken, nicht nur für das Heute leben, sondern an die Ewigkeit denken) und schließlich persönlicher Glaubensüberzeugung. Zieht man wiederum wissenssoziologische Deutungskategorien bei, dann kann man sagen: Unter ungünstigen gesellschaftlichen Bedingungen (wie wir sie heute zum Teil bereits haben und noch mehr morgen haben werden) bleibt derjenige Kirchgänger (und damit in der Kirche glaubender Christ), dessen Kirchgang innerlich wie äußerlich plausibel ist. Innere Plausibilität (Glaubwürdigkeit, Einsichtigkeit) meint dabei, daß sein Kirchgang in einer persönlichen religiösen Sensibilität wurzelt und durch primär-religiöse Motive (Glaubensüberzeugungen) abgedeckt ist. Äußere Plausibilität besagt, daß religiöse Dauersozialisation (von der Familie hin bis zur erfahrbaren Christengemeinde) dieses sozial abweichende Verhalten trägt und bewahrt.

## **II. Pastorale Bemühungen um den Kirchgang**

Es ist nunmehr möglich, ausgehend von der differenziert und behutsam analysierten Kirchgangssituation einige Folgerungen für das pastorale Bemühen um den Kirchgang zu ziehen.

### **1. Bemühen um gläubiges Christenleben**

Unsere wichtigste Konsequenz besteht wohl darin, daß pastorale Bemühungen um den Kirchgang nur sehr begrenzten Erfolg haben, wenn sie sich auf den Kirchgang allein beziehen. Vielmehr muß eine Kirchgangspastoral eingebettet sein in eine umfassende Sorge um das christliche Leben insgesamt, also um gelebten Glauben, Hoffnung und Liebe. Zurecht nennt die Liturgiekonstitution des II. Vatikanum die Liturgie Quelle und Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens<sup>14</sup>. Aber es redet von Quelle und Höhepunkt des christlichen Lebens: Fehlt dieses, dann gibt es auch nicht Quelle und Höhepunkt.

### **2. typengerechtes Bemühen**

Diese Hauptkonsequenz muß an Hand unserer Kirchgangstypologie weiter differenziert werden. Das Bemühen um ein christliches Leben und damit um den Kirchgang wird nämlich anders ausfallen müssen bei gläubigen Kirchgängern, anders bei den Rituallisten und wieder etwas anders bei den nichtgläubigen Nichtkirchgängern.

#### **a) gläubige Kirchgänger: Gemeindebildung**

Wie die Untersuchungsergebnisse hinlänglich aufgedeckt haben, wird der Kirchgang selbst gläubiger Kirchenmitglieder durch die erfahrbare Bindung an die Christengemeinde nachhaltig gestützt, getragen und damit vor Verfall bewahrt. Nur 10 Prozent unter ihnen haben entweder eine nur ganz lose oder überhaupt keine Gemeinde-

<sup>13</sup> Dieses Item stammt aus der Protestantenumfrage, in der die Analyse des unwahrscheinlichen Kirchgängers, wie sie in der Katholikenumfrage begonnen wurde, eine Fortführung fand: *Schmidtschen, Gottesdienst*, 48.

<sup>14</sup> Liturgiekonstitution, Nr. 10.

bindung, 54 Prozent gaben eine mittlere und 35 Prozent eine enge Bindung an. Erfahrbare Bindung zur Gemeinde meint Vielfältiges: daß man den Priester kennt<sup>15</sup>, befreundeten Gemeindemitgliedern begegnet<sup>16</sup>, zu einer kirchlichen Gruppe gehört oder an gemeindlich-kirchlichen Aktionen teilnimmt. Anonyme Eucharistiefeiern, zumal wenn sie die Regel sind oder gar die einzige Meßform wären, können die tragende Funktion der Gemeinde für gläubiges Christenleben und daraus erwachsende Eucharistiefeier auf die Dauer nur schwer erfüllen. Dabei ist schon mitberücksichtigt, daß das (auch theologisch erforderliche) Ausmaß der sozialen Einbindung des einzelnen Christen in seine Gemeinde recht unterschiedlich ausfallen kann<sup>18</sup> und sich nur relativ bestimmen läßt: Erforderlich ist nämlich jenes Ausmaß, das sowohl vom Leben und der Wirksamkeit der Gemeinde/Kirche her<sup>17</sup> als auch von Angewiesensein des einzelnen auf tragenden Gemeinschaftsschutz bestimmt wird. Unbeschadet dieses Prinzips über die erforderliche Integration des einzelnen in seine Gemeinde kann man P. Weß beipflichten, „daß es diese Feier einer Gemeinschaft des Glaubens nur geben kann, wenn ihr ein gemeinsames gläubiges Leben vorausgeht“<sup>18</sup>.

An dieser Stelle wird im übrigen auch deutlich, daß unser Kirchgangproblem auf keinen Fall auf der Ebene des Kirchengebots zur Sonntagspflicht gelöst werden kann<sup>19</sup>. Im allgemeinen dosieren nämlich die Katholiken ihren Kirchenbesuch in Entsprechung zu ihrer Gläubigkeit und Kirchlichkeit, die wiederum in enger Beziehung zum gesellschaftlichen Standort der Kirche stehen. Die Stellung zum kirchlichen Kirchgangsgebot ist selbst bereits ein Ausfluß der zunächst schon vorhandenen Kirchlichkeit und nicht umgekehrt<sup>20</sup>.

### b) Ritualisten: Glaubensfestigung

Zur Sorge um die Verbindung der Kirchenmitglieder mit der Kirchengemeinde und dementsprechend der Sorge um lebendige Gemeinden (!) kommt bei den Ritualisten das Ringen um deren Glaubensfestigkeit hinzu. Von einem Viertel der regelmäßigen Kirchenbesucher wissen wir, daß sie (wohl auch unter dem Randruck der Spannung zwischen kirchlichem und gesellschaftlichem Lebenswissen) in ihrer Gläubigkeit unsicher geworden sind. Die Fundamente des christlichen Glaubens inmitten einer säkularen bzw. zum Teil säkularistischen Welt müssen also selbst bei nicht wenigen Kirchgängern gefestigt werden. In diesem Zusammenhang wird u. a. verständlich, daß Jugendliche u. a. folgende Gründe nennen, warum junge Menschen (übrigens im Durchschnitt mit 15 Jahren!) aufhören zur Kirche zu gehen: „Weil man auch ohne Messe ein guter Christ sein kann“ (76 Prozent), „weil man untätig Zuschauer ist“ (67 Prozent), „weil die Messe veraltet ist“ (65 Prozent), „weil man nichts hört, was für das Leben wichtig ist“ (56 Prozent), „weil die Verkündigung des Gotteswortes unverständlich ist“ (56 Prozent) und „man nicht zur Nächstenliebe angeleitet wird“ (33 Prozent). Zumal bei den Ritualisten wird es daher darum gehen, einen Glauben zu begründen, der innerlich glaubwürdig ist, der also mit der Lebensnot des Menschen

<sup>15</sup> 40 % von Jugendklubmitgliedern in Wien gaben an, junge Leute gingen auch deshalb zur Messe, weil sie den Priester kennen: P. M. Zulehner, R. Erhard, R. Kruspel, H. Schmidt-mayr, Jugendklubs. Ein Weg in die Zukunft, Wien 1972, 69.

<sup>16</sup> 43 % derselben Jugendlichen nennen als Kirchgangsmotiv das Zusammenkommen mit Freunden. Umgekehrt sagen 55 %, manche junge Menschen hören deshalb mit dem Kirchengehen auf, weil die Freunde auch nicht gehen: a. a. O., 67—71.

<sup>17</sup> A. Müller, Die spezifischen Lebensfunktionen der Pfarrei, in: Handbuch der Pastoraltheologie III (Freiburg 1968), 152 ff.

<sup>18</sup> P. Wess, Befreit von Angst und Einsamkeit, Graz 1973, 253.

<sup>19</sup> Vgl. dazu K. Rahner / W. Thüsing / E. J. Lengeling, Eucharistiefeiern der Kirche und Sonntagspflicht der Christen, in: Fragen der Kirche heute, hg. v. A. Exeler, Würzburg 1971, 35—49.

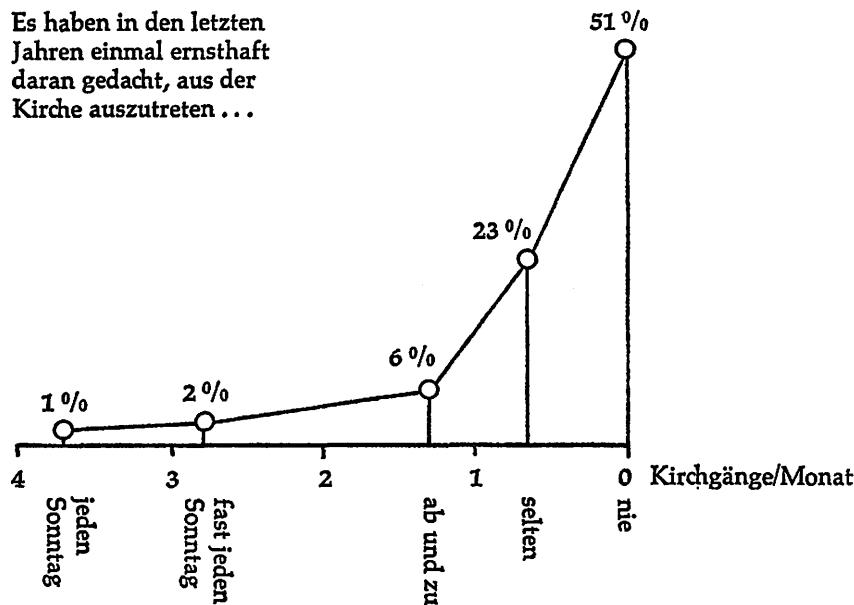
<sup>20</sup> Je unkirchlicher Personen sind, desto häufiger stimmen sie dem Satz zu: „Wenn ein Christ nicht jeden Sonntag zur Kirche geht, begeht er eine schwere Sünde“; unkirchliche Personen 59 %, kirchliche Personen 7 %, Kirche und Priester, 101.

zu tun hat, diese abwenden hilft und damit „lebensnot-wendig“ ist und auch den Anforderungen heutigen Lebens, d. h. auch konkurrierendem Lebenswissen im Raum der Gesellschaft standhält. Daß der Seelsorger im Gottesdienst die Ritualisten nicht von den gläubigen Kirchgängern scheiden kann, ist eher nur von Vorteil, weil auch die gläubigen Kirchgänger von einer derartigen Glaubensbegründung Nutzen ziehen können.

c) nichtgläubige Nichtkirchgänger (Auswahlchristen<sup>21</sup>): Kontraskozialisation

In voller Schärfe stellt sich das pastorale Problem bei jenen Kirchenmitgliedern, die weder gläubig sind noch die Kirche besuchen, also am Glauben und Leben der Kirche kaum mehr teilnehmen. Es gibt von ihnen nicht wenige inmitten der Kirche, und es sind manche darunter, die in letzter Zeit einen Austritt aus der Kirche erwogen haben (Abbildung 5)<sup>22</sup> oder tatsächlich ausgetreten sind.

Abbildung 5: Austrittsbereitschaft vor allem bei Nichtkirchgängern vorhanden



Bei den Nichtkirchgängern fehlen offenbar alle Voraussetzungen für eine (volle) Teilnahme am Glauben und Leben der Kirche: die religiöse Erziehung und Praxis hat (in der Familie) zumeist gar nicht stattgefunden, die religiöse Sensibilität ist vielfach verschüttet, eine persönliche Glaubensüberzeugung kam nie zustande, die Bindung an die Christengemeinde wurde nach einem kurzen Intermezzo während der Volkschulzeit bald wieder gelöst. Was sich hier als pastorale Aufgabe stellt, ist nichts Geringeres als eine „Pastoral der Bekehrung“ erwachsener Menschen, die zumal weithin nichtchristliches Lebenswissen bereits fest übernommen haben. Es geht somit um eine tiefgreifende Neuformung, in deren Verlauf der „alte Mensch abgelegt“ und der „neue“

<sup>21</sup> P. M. Zulehner, Religion nach Wahl. Grundlegung einer Auswahlchristenpastoral, Wien 1974.

<sup>22</sup> Schmidtchen, Zwischen Kirche und Gesellschaft, 124.

an Christus orientierte Mensch, „angezogen“ werden soll. Diese Konversion, die wissenssoziologisch als Transformation<sup>23</sup> oder Kontrasozialisation<sup>24</sup> bezeichnet werden kann, verlangt (ähnlich wie die Primärsozialisation im Kindesalter) nach „signifikant“, also bedeutsamen anderen, die in Begegnung und Gespräch ein christliches Lebenswissen vermitteln, das von der sozialen Wirklichkeit der Kirche getragen ist und in ihr auch vom einzelnen gelebt werden kann. Es kann hierorts nicht darum gehen, über diese ersten Hinweise hinaus eine „Pastoral der Bekehrung“ zu entwickeln (was ich andernorts versucht habe<sup>25</sup>). Hier sollte lediglich die Erkenntnis vermittelt werden, daß es enormer neuartiger pastoraler Anstrengungen bedarf, soll die Verdunstung des Kirchganges wenigstens aufgehalten oder gar umgekehrt werden. Einerseits bedarf dafür die bisher geübte „Pastoral an schon Bekehrten“ einer spürbaren Modifizierung in Richtung sowohl auf Gemeindebildung und Aktivierung dieser Gemeinden nach außen als auch auf Glaubensbegründung. Andererseits muß eben eine „Pastoral der Bekehrung“ (Konversion) entwickelt werden.

Damit ist auch angedeutet, daß sich die Verdunstung von Kirchlichkeit auf vielen Bereichen des kirchlichen Lebens nicht von heute auf morgen aufhalten oder gar in ihr Gegenteil verkehren läßt. Die Ursachen liegen zu tief in der Struktur der pluralistischen Gesellschaft, auf die sich aber das pastorale Handeln der Kirche noch sehr unzulänglich eingestellt hat. Was wir vornehmlich betreiben, ist immer noch Pastoral aus der nachjosefinischen Zeit. Insofern trägt unsere veraltete Pastoral erheblich Mitschuld am Verfall der Kirchlichkeit und des Kirchganges. Wenn wir daher sagen, daß sich der pastorale Erfolg kaum von heute auf morgen einstellen wird, dann ist auch schon mitgesagt, daß es darum geht, in weitsichtiger und geduldiger Kleinarbeit in den einzelnen Gemeinden und ihren Mitgliedern heute das zu säen, was vielleicht erst eine Kirche von morgen ernten wird.

---

<sup>23</sup> P. L. Berger / T. Luckmann, *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*, Frankfurt 1973, 167 ff.

<sup>24</sup> P. M. Zulehner, Kontrasozialisation, in: *Jugend und Kirche* 8 (1975), 14—17.

<sup>25</sup> P. M. Zulehner, *Heirat, Geburt Tod. Eine Pastoral zu den Lebenswenden*, Wien 1976.